

Kurz vor Schluss

DOI 10.21706/fd-46-1-79

»Verlässlichkeit«

Kurt Lüscher, Bern

Corona scheint alles zu durchdringen. Als Metapher: Der Virus entfaltet sich nicht nur in den Körperzellen, sondern auch in den Zellen unserer Sozialität. Lassen sich diese Folgen von Corona auf einen einfachen Begriff bringen? Die Frage scheint vermessen, noch vermessener der Versuch einer Antwort. Ich wage es dennoch und formuliere eine einfache These. Sie lautet: *Corona stellt das Selbstverständliche infrage*. Der Alltag scheint aus den Fugen geraten; das Selbstverständliche als der Kitt, der ihn zusammenhält, scheint brüchig.

Worum geht es, wenn etwas als »selbstverständlich« gilt? Gemeint ist: üblich, alltäglich, bedenkenlos, fraglos, gang und gäbe, im umgangssprachlichen Sinn logisch. Erhellend ist überdies ein Blick auf andere Sprachen, z. B. Englisch: »of course, to be sure, taken for granted, to go without saying.« Oder Französisch: »ça va de soi, bien sûr«.

Doch der Begriff lässt sich noch anders auslegen: Selbstverständlich ist, was *mir selbst* fraglos verständlich ist. So kommt mein »Selbst« ins Spiel. Nun weiß ich, dass ich mich hier und heute nicht ohne Weiteres von selbst verstehe. Will sagen: Mein Selbst ist fragil. Ich erlebe mich selbst, nicht unbedingt ständig, aber doch in vielen Situationen, anders als vorher und als gewollt. Es scheint, als müsse ich mich, mein Selbst, immer wieder neu »einschreiben«.

Ich realisiere: Was ich – auch in dieser Rubrik – oft geschrieben habe, etwa sinngemäß unter Bezugnahme auf den

Philosophen Helmuth Plessner, nämlich dass das Selbst offen und damit unergründlich ist, ist plötzlich mehr als nur eine anthropologische These. Sie betrifft den Alltag. In Zeiten von Corona scheint »selbstverständlich« nichts mehr selbstverständlich, nicht mehr die alltäglichen Beziehungen zu den Menschen und den Objekten, die ich brauche, um mich meiner selbst zu vergewissern. Ich suche nach Halt und Grund und Gründen, die nicht abgründig sind. – Wie tiefgreifend und umfassend ist diese Infragestellung des Selbstverständlichen? Gefordert ist ein radikales Be-Denken!

Dann kann tastend das Suchen nach vorläufigen Antworten beginnen. Ich möchte eine davon zu artikulieren versuchen, indem ich auf einen altherwürdigen Begriff zurückgreife und sage: Orientierungshilfe bietet ein Besinnen auf die Kraft von Tugenden. Gemeint sind in meinem Verständnis Haltungen, die auf ein *prospektives* Handeln in konkreten Situationen verweisen. Darum stütze ich mich nicht auf die klassischen Tugendkataloge, sondern stelle einen Begriff zur Diskussion: *Verlässlichkeit*.

Wir können nicht leben und dabei uns und unsere Nächsten pausenlos infrage stellen. Wir müssen uns auf uns selbst verlassen können, ebenso wie auf unsere Mitmenschen und darauf, in welchen Welten wir leben. Verlässlichkeit bezeichnet indessen nicht einen Wert, der ein für alle Mal steht.

Vielmehr geht es um eine Haltung, die immer wieder zu bekräftigen ist. Verlässlichkeit gründet in einem Vertrauen zu anderen und sich selbst, das sich im Rückblick bewährt hat und im Ausblick zu bewahren verspricht.

Die französische Übersetzung – »fiabilité« – verweist auf Zuverlässigkeit. Die englische Übersetzung – »reliability« – bringt eine nochmals andere begriffliche Assoziation ins Spiel: die Bezugnahme auf Beziehungen. Wir können – so eine nächste These – Verlässlichkeit in *sozialen Beziehungen* erfahren und praktizieren. Verlässlichkeit steht für das Versprechen, uns gegenseitig über alle Fähigkeiten und Unbilden hinweg so zu akzeptieren, wie ein jeder, eine jede von uns ist und sein kann, meint ein Zueinanderstehen, komme, was da wolle.

Ich mache einen weiteren Schritt und frage: Wo ist der soziale Ort, an dem wir zuerst und in besonderer Weise die Chance haben, Verlässlichkeit zu praktizieren und zu lernen? Eine – wenn nicht *die* – Antwort liegt nahe: Es sind die Familienbeziehungen und in diesen in besonderer Weise die Beziehungen in der Generationenfolge. Denn *Generationenbeziehungen* zu leben ist nicht nur uns allen vorgegeben, sondern sie stehen auch unter dem Verdikt der Unkündbarkeit: Die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern in der Abfolge der Generationen bestehen lebenslang und sogar darüber hinaus. Sie stehen unter dem Primat von Verlässlichkeit.

Noch konkreter: Wer sich, wie wir, im Feld der »Familiendynamik«, insbesondere im Bedenken und Gestalten der Dynamik familialer Generationenbeziehungen mit allen ihren Ecken und Kanten, Unvorhersehbarkeiten, ihrem Gelingen und ihren Schwierigkeiten engagiert, hat die Chance, dem Verlust des Selbstverständlichen in Zeiten von Corona entgegenzuwirken. Soweit – nicht mehr, aber auch nicht weniger – mein kollegialer Gruß, »Kurz vor Schluss«, in schwierigen Zeiten!